

Euers Schreibe

Fünfmal bin ich ihr begegnet, brüstet sich E.T. von Euw. Er meint die Schreibfee, die sich, wie bekannt, nur bei vollem Mond am Waldrand einem jungfräulichen Einhorn zeigt. Einmal.

Fünf Geschichten wie Matrjoschkas«, fährt von Euw fort. Auf dem Heimweg von der Grundschule, das Alphabet frisch im Kopf wie eine Schüssel voller Puzzle-Teile, machten mein Kollege und ich Pause. Wie immer ließen wir uns beim verlassenen Haus nieder, auf dem geborstenen Vorplatz, wo Blumen das Pflaster durchbrachen und Bruchstücke von Ziegelsteinen lagen. Die Schreibfee hatte ein leichtes Spiel. Mit ihrer Feder tippte sie auf eine rote Scherbe vor mir, dann auf den Asphalt und dann auf meine Stirn. Ich griff mir das Stückchen Ziegel und kratzte damit drei Buchstaben hintereinander auf den schwarzen Grund: R, O, T. Als ich begriff, was da stand, sprang ich in die Höhe vor Begeisterung. Ich las ROT. Und das Wort war rot. Den Kollegen ließ das alles kalt. Einen Tag später waren wir wieder da. Ich holte ein Stück Kreide aus der Tasche, von der Wandtafel entwendet. Erneut schrieb ich ROT auf den Asphalt, neben dem Wort des Vortags. Es dauerte einen Moment, bis ich verstand, was geschehen war: ROT war weiß - und hatte nichts von seiner Bedeutung verloren.

Von Euw sieht, dass man mehr erfahren will. Die Schreibfee, E.T.? Wie lief das weiter?

Meine Aufsätze am Gymnasium waren ein Heimspiel. Deutschlehrer Draggen gab mir meist die Bestnote. Doch ab der fünften Klasse unterrichtete uns Doktor Meinauer, ein Germanist aus Austria. ›Was Sinn ergibt‹ hieß seine erste Schreibaufgabe. Ich verkniff mir ein Lachen; so einfach hatte ich es mir nicht vorgestellt. Eine Woche später reichte er mir den Aufsatz mit einem gequälten Lächeln: ›Sie schreiben über Dinge, von denen Sie nichts verstehen. Schade.‹ Und oben rechts, in Rot, die Note ›genügend‹. Geschockt wie ich zunächst war, musste ich in Meinauers Gesicht gelesen haben, dass ihm ernst war mit dem ›schade‹. Die Schreibfee behielt mich in den folgenden Wochen im Auge. Und beschwören kann ich es nicht, doch in ein, zwei Träumen vernahm ich ihr Flüstern. Jedenfalls merkte ich mir alles, was Doktor Meinauer in den Deutschstunden bemerkenswert schien. Das reichte, um den nächsten Aufsatz für meinen einzigen Leser zu verfassen. Es gab eine knappe Bestnote und an einer Stelle im Text seine handschriftliche Notiz ›ausgezeichnet!‹

Jetzt aber! Ist von Euw unter die Einhörner gegangen? Wie wirkte denn die Schreibfee zum Dritten?

In den ersten Semestern an der Universität war klar, um was es ging: um Sex. Wir hungrigen Hetero-Männchen bewegten uns in aufwändigen Verdrängungs- und Eroberungsprozessen. Die begehrten Mädchen waren es gewohnt, dass in gewährten Verabredungen geliefert wurde, was gefiel. Zu meinem Angebot gehörte ein individuell abgestimmtes Liebesgedicht, ein ›Billetdoux‹, wie das in Fribourg hieß, ein ›süßer Zettel‹. Und damit, finde ich, lief die Schreibfee zur Höchstform auf. Die Umworbene und ich saßen beieinander, in einem Biergarten über der Altstadt. Wenn ein Blick zu tief im Anderen versank, ließen wir ihn über die Dachterrassen unter uns schweifen. Und wir rauchten, zeitgemäß. Das nutzte die Schreibfee für ihre Lektion. Es gab die Marke ›Zigeunerin‹ in gelber und in blauer Packung. Die Zigaretten, zweimal zehn Stück in Folie, lagen in einer Schachtel aus dünnem Karton. An der Schmalseite konntest du diesen, vor ihren erwartungsvollen Augen, sorgfältig auftrennen. Auseinandergefaltet bot sich ein schneeweißes Leporello an, das ideale Format für eine Note zum Besten. Darauf schrieb ich, in einem Atemzug: ›Cathy, ein Schaumkrönchen auf Deinen Lippen, gibst Du mir Bierbitteres und die Süße in Deinem Kuss.‹ Und während sie versuchte, die umgekehrte Schreibe zu entziffern, schob ich die Zeilen unter ihre Hand.

Ach, E.T., altes Einhorn, erzähl einfach weiter!

Euch ist schon klar, sagt von Euw ungeniert, dass die Schreibfee in allen möglichen Sprachen zuhause ist? Und dass sie mit Lebewesen verkehrt, die sich von einem Deutschlehrer unterscheiden wie ein Regenpfeifervogel vom Krokodil, zwischen dessen Zähnen er Nahrung findet? In der Arbeit an einem Buch über Wiedergeburt im Buddhismus beschrieb ich getreulich, was mir zum Thema anvertraut wurde. Und an einem erträglich heißen Tag im Januar, in einem tibetischen Kloster in Südindien, verbündete sich die Schreibfee mit einem betagten Lehrer des Dalai Lama. Am Ende unseres Gesprächs, als wir in ein Schweigen sanken und ich mich zum Abschied bereit machte, hob der Meister die Hand. ›Ich möchte Ihnen einen Rat auf den Weg geben: Es ist nicht sinnvoll und ausreichend, bloß die Schätze Anderer aufzuzählen. Eine Zeit kommt, wo Sie sich eigene Schätze erwerben. Mögen Sie auch davon erzählen!‹

Wir lieben die Schreibfee, E.T.! Es gab also eine fünfte Begegnung?

In einem japanischen Garten betrachteten mein Deutsch-Schüler und ich die Koi, die träge und wach im Teich schwammen; ungenießbare Karpfen von unschätzbarem Wert für ihre Liebhaber. Der Japaner, Hiro, pflegte sein Deutsch, um den Philosophen Heidegger zu erfassen. ›Finden Sie, dass auf

diese Koi hier ›Seinsvergessenheit‹ zutrifft? Die Schreibfee ließ sich zu uns nieder, und ich sah mein frühes Wort vor mir, ROT in weiß. Ich hörte das ›schade‹ von Doktor Meinauer. Und ich sah ein Ansinnen in meinem Gegenüber, dem ich nicht entsprechen konnte. So nutzte ich das bisschen Japanisch, das ich beherrschte und sagte: ›Heidegger, nicht wahr, das ist schon etwas ...‹. Und Hiro, der künftige Professor für Philosophie an der Universität Kyoto, begriff im gleichen Augenblick. Alles. Mein Unvermögen. Die Schwierigkeit Heideggers. Und die Harmonie unseres Zusammenseins. Wir deuteten eine Verbeugung an und sahen wieder den Karpfen zu.

Von Euw orientiert sich: Die Schreibfee zeigte mir über die Lesejahre Autoren, die mich anhaltend beeindrucken, erfreuen, anspornen. Hier mein Gruß aus der Schreibküche:

Heinrich von Kleist, mit seinen altmodisch-präzisen Beobachtungen: Ein versierter Fechtmeister gibt sich geschlagen gegen die Reflexe eines Bären, und dank einem präsenten Zuhörer kommt einer beim Reden auf unerwartet neue Gedanken.

Haruki Murakami, Meister der Trance-Erzeugung, der die Lesenden mit einer einzigen Seite auf die andere Seite mitnimmt; dahin, wo die Welt zwei Monde hat und die Liebe eine Zukunft.

Ernst Augustin, der eine ›Grand Tour‹ durch sein Therapiehaus mitten in München anbietet und auch den Verstörtesten unter uns Hoffnung gibt, dass ein Happy End nicht Fiktion bleiben muss.

Frank Herbert! Himmeldonnerwetter. Alles, was du über Macht und Politik, Nachhaltigkeit und Umwelt, Drogen und richtig große Würmer wissen musst. Die Düne lebt. Ich verneige mich.

Und mit Fünfen will ich die Gerade verlassen: James Joyce, ›the Grandmaster‹. Bei ihm übe ich alles, was mit Schreiben zu tun hat. Ich bade im Rohmaterial und der Historie der Sprache, rubble an seltenen Stoffen und Formen, schmecke in fremden Zungen, höre Farben, die ich sehend nicht wahrgenommen habe. Joyce, mein Ohr-Coach, mein Rhythmus-Trainer und der unheimliche Grunzer an der Entgrenzung meines Verstehens. Er konfrontiert mich mit der unerbittlichen Logik in Wörtern, zerreißt semantische Felder und offeriert Verschwendung und Bedeutungsfülle à discréction. Wenn ich nur will, finde ich bei ihm Erotik in jedem Keuschheitsgürtel. Mit weit offenen Augen lässt er mich ins Nichts schauen. Ich kenne niemanden sonst, der so nonchalant auf dem eigenen Grabe sitzt.

© v2018 E.T. von Euw